

Tsitsi Dangarembga  
Verleugnen Roman

# Tsitsi Dangarembga Verleugnen Roman

Friedens  
preis 2021  
des Deutschen Buchhandels  
Preisträgerin



**SPIEGEL**  
Bestseller-  
Autorin

*orlanda*

reihe  
afrika  
bewegt  
*orlanda*

# Über dieses Buch

Während des Unabhängigkeitskrieges in Simbabwe beginnt Tambu ihr zweites Jahr am Young Ladies' College of the Sacred Heart - einer Missionsschule, die von weißen Nonnen geführt wird und in der koloniale rassistische Strukturen tief verankert sind. Tambu ist ehrgeizig. Doch trotz ihrer überdurchschnittlichen Leistungen gelingt es ihr nicht, in die Bestenliste der Schule aufgenommen zu werden. In ihrem Bestreben um Anerkennung versucht sie schließlich bis ins Extreme, sich an ihr vorherrschend weißes Umfeld anzupassen. Und verleugnet dabei zunehmend ihre Herkunft.

Der zweite Teil der Tambudzai-Trilogie ist ein fesselnder und kraftvoller Roman, der ein Bewusstsein für die weitreichenden und komplexen Auswirkungen des Kolonialismus schafft.

*»Die Ironie des Romans - und Ironie ist der Anker, an dem an dem die ganze Geschichte hängt, ist, dass Tambu nicht erkennt, wie falsch und unerreichbar ihr Ziel ist. In gewissem Sinne ist dies die gleiche alte Geschichte vom Schwarzsein in einer viel zu weißen Welt, auch wenn hier - noch mehr Ironie - die weiße Welt tatsächlich in Afrika ist.«*  
Helon Habila, The Guardian

# Über die Autorin und die Übersetzerin

Tsitsi Dangarembga ist Filmemacherin, Dramatikerin und Schriftstellerin. Sie gilt als eine der radikalsten Stimmen des afrikanischen Kontinents und ist eine der wichtigsten Künstler\*innen in Simbabwe. Sie setzt sich intensiv für die Förderung filmschaffender Frauen auf dem afrikanischen Kontinent ein und engagiert sich seit vielen Jahren für feministische Anliegen und politische Veränderung. 1988 erschien ihr Debüt-Roman *Nervous Conditions* (dt. *Aufbrechen*) als erster Teil ihrer autobiografisch geprägten Trilogie. Er wurde 1989 mit dem Commonwealth Writers' Prize ausgezeichnet und 2018 von der BBC in die Liste der 100 wichtigsten Bücher aufgenommen, die die Welt geprägt haben. 2006 erschien der zweite Teil, *The Book of Not* (auf Deutsch *Verleugnen*). 2018 folgte *This Mournable Body* (dt. *Überleben*), der 2020 für die Shortlist des Booker Prize nominiert wurde. 2021 wurde Tsitsi Dangarembga mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet. Für ihr Werk erhielt sie u.a. den PEN Pinter Prize und den Windham-Campbell Literature Prize. Sie lebt in Harare, Simbabwe. *Verleugnen* wurde übersetzt von Anette Grube. Sie studierte Kommunikationswissenschaften und Amerikanistik und ist die Übersetzerin von u.a. Chimamanda Ngozi Adichie, Kate

Atkinson, Yiyun Li, Sigrid Nunez, Arundhati Roy, Vikram Seth und Madeleine Thien.

Tsitsi Dangarembga ist Filmemacherin, Dramatikerin und Schriftstellerin. Sie gilt als eine der radikalsten Stimmen des afrikanischen Kontinents und ist eine der wichtigsten Künstler\*innen in Simbabwe. Sie setzt sich intensiv für die Förderung filmschaffender Frauen auf dem afrikanischen Kontinent ein und engagiert sich seit vielen Jahren für feministische Anliegen und politische Veränderung. 1988 erschien ihr Debüt-Roman *Nervous Conditions* (dt. Aufbrechen) als erster Teil ihrer autobiografisch geprägten Trilogie. Er wurde 1989 mit dem Commonwealth Writers' Prize ausgezeichnet und 2018 von der BBC in die Liste der 100 wichtigsten Bücher aufgenommen, die die Welt geprägt haben. 2006 erschien der zweite Teil, *The Book of Not* (auf Deutsch Verleugnen). 2018 folgte *This Mournable Body* (dt. Überleben), der 2020 für die Shortlist des Booker Prize nominiert wurde. 2021 wurde Tsitsi Dangarembga mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet. Für ihr Werk erhielt sie u.a. den PEN Pinter Prize und den Windham-Campbell Literature Prize. Sie lebt in Harare, Simbabwe. Verleugnen wurde übersetzt von Anette Grube. Sie studierte Kommunikationswissenschaften und Amerikanistik und ist die Übersetzerin von u.a. Chimamanda Ngozi Adichie, Kate Atkinson, Yiyun Li, Sigrid Nunez, Arundhati Roy, Vikram Seth und Madeleine Thien.

Tsitsi Dangarembga ist Filmemacherin, Dramatikerin und Schriftstellerin. Sie gilt als eine der radikalsten Stimmen des afrikanischen Kontinents und ist eine der wichtigsten Künstler\*innen in Simbabwe. Sie setzt sich intensiv für die Förderung filmschaffender Frauen auf dem afrikanischen

Kontinent ein und engagiert sich seit vielen Jahren für feministische Anliegen und politische Veränderung. 1988 erschien ihr Debüt-Roman *Nervous Conditions* (dt. *Aufbrechen*) als erster Teil ihrer autobiografisch geprägten Trilogie. Er wurde 1989 mit dem Commonwealth Writers' Prize ausgezeichnet und 2018 von der BBC in die Liste der 100 wichtigsten Bücher aufgenommen, die die Welt geprägt haben. 2006 erschien der zweite Teil, *The Book of Not* (auf Deutsch *Verleugnen*). 2018 folgte *This Mournable Body* (dt. *Überleben*), der 2020 für die Shortlist des Booker Prize nominiert wurde. 2021 wurde Tsitsi Dangarembga mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet. Für ihr Werk erhielt sie u.a. den PEN Pinter Prize und den Windham-Campbell Literature Prize. Sie lebt in Harare, Simbabwe.

*Verleugnen* wurde übersetzt von Anette Grube. Sie studierte Kommunikationswissenschaften und Amerikanistik und ist die Übersetzerin von u.a. Chimamanda Ngozi Adichie, Kate Atkinson, Yiyun Li, Sigrid Nunez, Arundhati Roy, Vikram Seth und Madeleine Thien.

Tsitsi Dangarembga  
**Verleugnen**  
Roman

Aus dem Englischen von  
Anette Grube



reihe  
afrika  
bewegt

*orlanda*

Für Mami und Baba und Mukoma Gwin, die immer da waren; und für Rudo und Munewenyu, für Olaf, Tonderai, Chadamoyo und Masimba.

# Inhalt

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

Dank

Personenregister

Glossar

# 1. Kapitel

Hoch, hoch hinauf schraubte sich das Bein. Ein Stück Mensch, dort oben am Himmel. Ein Belag aus Erde und ätzenden Dämpfen auf meiner Zunge. Stille brandete heran und erlosch mit dem schrillen Zirpen einer Grille in den Büschen am Rand der Dorflichtung.

Man konnte sie nicht mehr sehen, die Gestalt, die noch vor ein paar Augenblicken hinter einem Mann im Kampfanzug, grün gewellt wie ein chinesischer Dschungel, aus dem *musasa*-Strauch gekommen war. Ich sah ihn sofort, diesen Mangel an Klugheit. Alle Dorfbewohner bei der Versammlung sahen ihn. Alle sahen die Verrücktheit. Nur meine Schwester Netsai sah sie nicht. Jetzt, Sekunden nach dem Krach, wie die Paukenschläge bei einer Beerdigung, gestampft von Netsais Schritten, stöhnten Mütter erleichtert auf, als die Babys auf ihrem Rücken heulten und mit den Armen fuchtelten. Die Mütter aus dem Dorf wiegten ihre in dünne raue Handtücher gewickelten Kinder, Entsetzen und Erleichterung in ihre müden Gesichter geschnitzt. Halbmonde weißer Zähne schimmerten im Mondlicht.

In der Dunkelheit flog Netsais Bein hoch hinauf. Von mir war etwas gefordert! Ich war ihre Schwester, ihre ältere

Schwester. Aufgrund dieser Stellung wurde von mir die Tat gefordert, die sie beschützte. Wie elend mir war, denn nichts stand in meiner Macht, und sowohl die Machtlosigkeit als auch das Elend waren frustrierend. Und in meinem stillen Elend bebte meine Brust, Knochen hoben und senkten sich vibrierend, als würden sich die Sehnen meines Herzens spannen und als könnten sie sogar reißen, und mir schien, als würde ich auf das sich drehende Bein springen und, während es rotierte, darauf immer höher und weit wegfliegen.

Ich wollte unbedingt weg. Aber der Mond war zu weit entfernt, und unter mir waren weiße Fetzen, wo das Fleisch zerrissen war und der Knochen in dem berühmten Elfenbeinton schimmerte, und die unten duckten sich, und wenn sie nicht schnell genug waren, wurden sie mit Blut bespritzt. Dann folgte der Aufprall, wie bei einem Sturz, und ich sah, dass das Bein auf ungelenke Weise in den kleineren Ästen eines *mutamba*-Baums hing, den Fuß verhakt, lang wie die berüchtigte Frucht.

Mai, unsere Mutter, fiel um. Sie stand nicht wieder auf. Und erneut wurde etwas von mir gefordert. Ich war die älteste Tochter, das älteste Kind jetzt, da zwei Brüder gestorben waren. Von mir wurde erwartet, angemessen zu handeln. Deswegen stand ich von dem Sambia-Tuch auf, das mitzubringen meine Mutter mich erinnert hatte, ich bewegte mich langsam, drehte mich zuerst auf Knie und Hände wie eine alte Frau, hielt den Kopf gesenkt, um den Frieden zu finden, der mit Nicht-Sehen einhergeht, die Art Frieden, über die ich in Kriegszeiten verfügte. Dann, als ich mich weiter von der Gruppe entfernt hatte, zu der ich gebracht worden war und der ich angehörte, stand ich auf.

Mai lag noch immer auf dem Boden. Wieder besaß ich mit sechzehn nichts, was Mai wollte und brauchte. Es war alles zu viel für mich, deshalb stand ich nur da und

beobachtete sie, die Arme verschränkt, starr und darauf bedacht, distanziert zu bleiben, und ich schaute auch nicht mehr hinauf in den *mutamba*-Baum. Bald war es zu dunkel, um noch irgendetwas erkennen zu können; es war da nur ein Schillern, das schillernde Bein, und die Frau auf dem Boden. Sie bildeten eine Achse, die mich festhielt wie die Pole einer Kraft, sie fesselte mich, hinderte mich daran, loszulaufen und mich auf ich weiß nicht was hinzubewegen - zu einer noch schrecklicheren Agonie. Mai stieß die Zunge in die glänzenden Flecken, wo sich Netsais Blut mit der Erde vermischte. Mai stöhnte: »Netsai! Netsai!« Sie krallte sich in den Boden und schob sich vorwärts wie eine Schlange.

Die Achse, mit Mai als einem beweglichen Ende, verwandelte sich in ein veränderliches Dreieck, als ein Mann auf sie zuing. Es war der Mann, dem Netsai nicht hätte folgen sollen, dessen Kampfanzug sich grün wellte wie ein chinesischer Dschungel. Er war der Genosse, der Guerilla, der Große Bruder, der Mukoma, der erst gekommen war, als wir uns alle schon für die *morari* eingefunden hatten, die Versammlung bereits begonnen hatte und die Dorfbewohner berauscht gewesen waren - auf unschuldige Weise, sagten sie, denn sie waren gezwungen zuzusehen - von der Präsenz des Bluts.

Auch ihn wollte ich nicht ansehen, und so hatte ich immer noch nichts, wohin ich hätte schauen können. Hinter ihm kam das Mädchen. Sie war es, die alle bemerkten mit einem Schütteln neidischer Missbilligung, weil sie sich mit einem Schnurren bewegte, als wäre sie, diese da, gerade gefüttert und gewaschen worden. Ihre Haut glänzte vor Öl. Sie war als Erste zu der Versammlung gestoßen, nachdem wir uns alle gesetzt hatten, aber vor der Züchtigung, die der Zweck der *morari* war. Der Mann, der sich grün wellte, und das Mädchen mit dem reifen Fleisch standen Mai im

Weg und blieben dort, als sie mit den Händen nach ihren Waden griff, um sich an ihnen vorbeizuziehen. Der Mann und das Mädchen hinderten Mai daran, ihre Tochter zu berühren. Deswegen sprang Mai auf, als wollte sie nach dem baumelnden Bein fassen, und sie zogen sie fort, diesmal grob.

Der Mann hielt Mai fest und blickte mit gequälter Hilflosigkeit von Netsai im Gras und den Büschen jenseits meiner Sichtweite zu dem Mädchen neben ihm. Mai berührte Netsai also nicht, spürte ihre Tochter nicht, und später hieß es, das sei gut gewesen, denn es hätte Netsais Lage verändern und die Blutung verstärken können. Der Mann hatte ein Gewehr geschultert, das mit dem Dschungel auf dem Stoff verschmolz. Die Waffe war nur ein Achselzucken von ihrem Gebrauch entfernt. Gerade nutzte sie ihm nichts, war keine Bedrohung für seinen Schmerz. Ich hatte Angst, dass er es sich jeden Moment anders überlegen und wütend auf seine Hilflosigkeit feuern könnte. Später hieß es ... du hast es nie richtig gehört, als wäre Liebe kein schickliches Thema, über das man sprach, sondern nur Lust in anderen Kleidern.

Es hieß ... und ich hörte es viel später hier und da, von Nyari und Mai Sagonda und anderen Leuten im Dorf, und wenn Mai darüber sprach, wurde Liebe gewiss nie erwähnt ... es hieß, als er nach dem Krieg zu viel trank, habe er gesagt, dass er in beide verliebt gewesen sei. Netsai war seine erste Kriegsliebe, erwählt, als sie *sadza* zu seinem Freiheitskämpfer-Versteck brachte. Bald darauf beschloss sie, dass sie fort und über die Berge nach Mosambik gehen musste, denn ihre Aktivitäten waren von den Sicherheitskräften bemerkt worden. Aber alle wussten, auch wenn es diesen Krieg draußen gab, der sie rief, gab es einen anderen in ihr, der die Luft um sie vor Freude zum Schimmern und Funkeln brachte, wenn sie von diesem

Großen Bruder sprach. Das war, als sich der Große Bruder das junge Mädchen, Dudziro, nahm, und er liebte sie beide, ein unsicherer und unentschlossener Genosse. Jetzt verhinderten er und Dudziro, dass Mai ihre Tochter erreichte. Der Mukoma sagte uns nicht, wie erhofft, was wir tun sollten, und so standen wir wartend herum. Niemand konnte Babamukuru fragen, denn Babamukuru sprach nicht.

Babamukuru konnte nichts sagen, weil er kaum mehr am Leben war. Und es fiel schwer, den Mann in Grün und seine Hilflosigkeit anzusehen, da wir alle wussten, dass Babamukuru tot wäre, wenn der Mann in dem Tuch von der Farbe eines chinesischen Dschungels ihn nicht gerettet hätte.

Ja, Babamukurus Disziplinierung mit den *sjamboks* des Krieges war der Grund, warum unsere Füße an diesem Abend, an dem uns die Mondsichel mit Mangel an Licht verhöhnnte, über die graue Erde geschlurft waren, ich unter den nervösen Mädchen. Denn die Genossen hatten darauf bestanden, dass wir die Pulverisierung einer Person, das Zerfleischen eines Mannes bezeugten, und wir alle zuckten ständig zusammen beim Auffrischen des Winds, beim Rascheln des Rocks einer Freundin, bei der Vielfarbigkeit der Nacht in den Schatten der Büsche.

Wir waren zu Babamukurus Verhandlung gerufen worden. Er war, so lautete die Anklage, nicht gerade ein Kollaborateur, aber jemand, dessen Seele sich danach sehnte, mit den rhodesischen Besatzungskräften einig zu sein. *Mutenges*. Die Leute im Dorf sagten, Babamukuru würde jede Unze seines eigenen Bluts für einen Tropfen Blut von jemand anderem verkaufen. Als Schülerin am Young Ladies' College of the Sacred Heart, einer Schule, in der mich Babamukuru gegen den Wunsch meiner Mutter eingeschrieben hatte, war ich der Beweis für die

zweifelhafte Einstellung meines Onkels. Denn warum entschied sich ein Mann für eine Schule, in der die Ausbildung des Kindes der Ausbildung überlegen war, die den Kindern anderer Leute zuteilwurde? Eine Schule, die im Gegensatz zu anderen Schulen in Gebieten, in denen die Guerillas für die Unabhängigkeit kämpften, nicht geschlossen werden sollte? Eine Schule nicht bevölkert von Menschen, die aussahen wie wir, sondern von Europäern? Um mir Loyalität einzubläuen, sollte ich die Bestrafung meines Onkels mitansehen.

Ich hatte nichts davon gewusst, als Babamukuru mit mir und meiner Tante, Maiguru, ins Dorf gefahren war. Mein Onkel hatte ausweichend zu mir gesprochen und nur gesagt, dass er gerufen worden sei, dass er gedacht habe, ich solle ihn begleiten, weil das Dorf mein Zuhause sei und eine Versammlung stattfinden solle. Ich erinnere mich, dass ich mich nicht getraut hatte, das Schweigen meiner Tante mit einer Frage zu brechen.

Es war das Ende der Maiferien in meinem zweiten Jahr auf dem Young Ladies' College of the Sacred Heart. Ich hatte die Ferien in der Mission verbracht mit der Ausrede, dass der Krieg an Heftigkeit zunahm, obwohl ich es tatsächlich nicht über mich brachte, dreimal im Jahr zum Wasserholen aus dem Fluss, zum Licht der flackernden Paraffinlampe und zu *sadza* mit nur einer extrem kleinen Portion Soße zurückzukehren.

Dazu kamen die ständigen Anspielungen meiner Mutter: »Oh, du *wekuchirungu*! Magst du noch *matumbu*, Tambudzai? Könnt ihr Weißen *mufushwa* mit Erdnussbutter essen?« Schließlich war da zudem die ständige Anspannung, nicht nach Netsais Kommen und Gehen fragen zu dürfen und auch so nichts darüber zu erfahren. Wenn man mit Weißen in die Schule ging und im Unterricht neben ihnen saß, würde man ihnen dann letztlich nicht

doch etwas erzählen? Eines Tages würden die Weißen etwas über die Aktivitäten meiner Schwester herausfinden.

»Schau nur, wie schrecklich er sich uns gegenüber verhält«, murkte Mai leise nachmittags im Zimmer des Hauses, in dem ich schlafen sollte, und meinte damit Babamukuru. Ich war gerade erst angekommen und wurde wie ein Gast in mein Quartier geführt. »Und diese deine Tante«, freute sich meine Mutter hämisch, »fährt einfach so mit ihm her. Glaubt sie etwa, dass sie zu einem seiner europäischen Treffen gekommen ist! Heute wird sie erleben, wie die Dinge hier im Dorf geregelt werden.«

Verstümmelte Berichte. Du fragst, und das ist, was du bekommst. »Schrecklich, Mai? Was hat Babamukuru getan?«, versuchte ich, wenn auch widerwillig, nachzuhaken.

»Schau nur, was für einen Zaun Samhungu um sein Haus aufgestellt hat!«, rief sie voller Neid auf ihre Nachbarn. »Glaub bloß nicht, die Samhungus, die, die Arbeit, einen Job haben, hätten ihren armen Verwandten nicht geholfen! Sie haben geholfen! Sie haben die Samhungus hier im Dorf mit dem Zaun sicherer gemacht wegen all dem, was um uns herum passiert! Aber wir, deine Mutter und dein Vater, wir werden von Babamukuru der Schutzlosigkeit ausgeliefert, als wären wir Tiere im Wald. Obwohl er so viel Geld hat! Glaub ja nicht, die Leute würden es nicht bemerken, Tambudzai! Die Leute sehen es. Sie fragen, wo die Leute alle ihre Sachen hintun, wenn niemand sieht, dass sie auch zu anderen Leuten ins Haus kommen!«

»Was hat Mukoma gesagt?«, wollte mein Vater wissen, als er zu meiner Mutter und mir kam, um mich formell zu begrüßen. Ich wiederholte die wenigen Informationen, die mir bekannt waren, dass Babamukuru bei einer Versammlung erwartet wurde und dass er meinte, ich sollte

auch dabei sein. Mais Augen glänzten vor unterdrückter Befriedigung. »Ja, wir haben unsere eigenen Versammlungen!«, intonierte sie. »Hier in Mambo Mutasas Land in Sabhuku Sigaukes Dorf wissen wir, wie man sie abhält! Und die Großen Brüder kennen uns«, fuhr sie aufgeregt und angeberisch fort. »Wir sind bekannt, denk dran, Tambudzai, und wir haben Versammlungen!«

»Dein Onkel!«, tadelte Baba, um Mai zum Schweigen zu bringen und zu verhindern, dass sie vor mir zu viel sagte. »Wie konnte er reisen, wo so viel passiert? Durch welches Loch hat er sich gezwängt, wo jede Seite wartet und glaubt, da ist Fleisch, wir holen es uns! *Yave nyama yekugocha, baya wabaya!*« Er begann ein altes Kriegslied zu singen, das dieser Tage bei Fußballspielen in den Städten gegrölt wurde, blickte unruhig zu Mai in dem Versuch, humorvoll zu sein.

Als ich durch unseren Hof schlenderte, war ich entspannt, daran erinnere ich mich. Ich kam aus dem alten Haus mit vier Zimmern, das Babamukuru anlässlich seiner Heirat gebaut hatte und später meiner Mutter und meinem Vater vermacht hatte, bevor er sein neues und imposanteres Haus baute. Mein altes Schlafzimmer war die runde Küche meiner Mutter, aber ich war jetzt zu alt und zu fein, um dort einquartiert zu werden. Den ganzen Nachmittag über saßen Babamukuru und mein Vater im neuen Wohnzimmer meines Onkels, und Maiguru kochte Tee für sie mit den Teeblättern, die sie mitgebracht hatte, und butterte und servierte das Brot, das sie in der Mission eingepackt hatte. Meine Mutter bereitete unser Abendessen vor, sodass sie sich außerhalb von Maigurus Sichtweite aufhielt und infolgedessen keinen Tee angeboten bekam und keinen Tee trank.

Ich berührte dies - eine kaputte umgefallene Schubkarre, von Wind und Regen durchlöchert wie Spitze

-, überprüfte das - die verbogene Achse eines Karrens -, Dinge, die zerbrechen und nicht repariert werden können, weil die Kraft, die sie zusammengehalten hat, erloschen ist. Es war eine Überraschung zu sehen, wie wenig mich daran erinnerte, dass ich zwölf Jahre meiner Kindheit hier verbracht hatte. In diesem Fehlen einer Verankerung schlenderte ich herum, hob einen halb entkernten Maiskolben auf und warf die Körner den Hühnern zu, als wäre nichts geschehen, gab mein Bestes, so zu tun, als wäre ein Treffen der Familienältesten in Kriegszeiten das Gleiche wie ein Treffen in Friedenszeiten: eine Hochzeit, ein neuer Wassertank, Brassern im Damm bei den Feldern - ein Ereignis wurde geplant, um die Lebensbedingungen der Familie zu verbessern.

»*Zviunganidze!* Reiß dich zusammen!«, riet mir Mai, als sie kurz vor Sonnenuntergang mit einem Teller *sadza* und einer Tasse Sauermilch herauskam. »Vielleicht wäre es besser, wenn du nicht hier wärst, Tambudzai, aber *vana mukoma*, die Großen Brüder, unsere Genossen, haben gesagt, dass man dabei sein muss.« Sie schaute mich nicht an, sondern in die Tasse, als würde sie sie einer älteren Person überreichen, deren Blick zu meiden der Anstand gebot. »Sie wollten, dass Babamukuru dich aus der Schule mitbringt, damit sie sicher sein können, dass du Bescheid weißt.« Ich nahm kleine Stücke *sadza* und nippte an der Sauermilch, während Mai mich verächtlich beäugte und sagte: »Es ist schwierig, oder, das Essen ist schwierig!«

Ich trank einen großen sauren Schluck, um nicht antworten zu müssen. Ich konnte ihr nicht sagen, was schwierig war. Es war nicht das Essen. Sie war es. Es war die schreckliche begehrlische Leere in ihren Augen und dann das Funkeln, als sie Babamukurus Namen in Verbindung mit dem Zaun erwähnte. Es war das Nichts, auf dem sie stand, als stünde sie auf dem Gipfel ihres Lebens,

von dem aus sie krallend etwas von den Männern anderer Frauen einsammeln wollte, wie zum Beispiel von Babamukuru. Ich schauderte, verschüttete die Sauermilch. Was konnte eine Frau so geizig und leer machen? Oh, wie wurde man nur zu so einer Person!

»Reiß dich zusammen und besinn dich auf das, was draußen ist. Das wird helfen«, sagte meine Mutter, ihre Stimme so trocken wie die Hüllblätter von Mais.

»Nimm ein Sambia-Tuch mit«, wies sie mich später an, als die Sonne unterging. Sie nahm Dambudzo, meinen kleinen Bruder, an der Hand und befahl mir, bei Rambanai zu bleiben, meiner anderen Schwester. »Euer Vater ist schon mit Babamukuru vorausgegangen.« *Baba wenyu* sagte sie, »euer Vater«, um klarzustellen, dass es unser Vater und nicht ihr Mann war, der beschlossen hatte, mit seinem Bruder, unserem Onkel, zu gehen. Ihre Augen glänzten wieder und sie zerrte unnötig an Dambudzos Hand. »Und selbstverständlich hat diese Frau, Maiguru, die sich für ihresgleichen hält, entschieden, nicht auf uns zu warten, sondern mit ihnen zu gehen. Hm! Wir werden sehen, was sie sagt, wenn es vorbei ist. Also, Kinder, wir wollen nicht, dass geweint wird, wegen nichts! Nicht, weil ihr Hunger habt oder weil ihr müde seid. Es wird nicht geweint!«

Der helle Sand schimmerte unheimlich im schwachen Mondlicht, als wir aufbrachen. Im Hof der Samhungus brannten keine Kerzen. »Leute, die essen und schlafen, bevor die Sonne untergeht! Das sind Verräter«, sagte Mai und schnaubte leise. »Kriechen ins Dunkle, wenn die Soldaten Ausgangssperre sagen, haben Angst vor allem, wie die Kakerlaken!« Sie zerrte an Dambudzo, damit er sich beeilte. Die Kühe der Nachbarn waren in ihrem Kral und muhten unglücklich, weil sie nicht lange genug auf der Weide gewesen waren. Ansonsten war es still im Hof, als

würde er von Gespenstern bewohnt. Jenseits von uns, am Fuß des Hügels auf der anderen Straßenseite, flackerte ein rotes Glühen, als die letzte *sadza* gekocht wurde, oder ein schwacher orangefarbener Schein besagte, dass noch eine Paraffinlampe brannte: Vielleicht las ein Schulkind. Bald erloschen auch diese Lichter, eins nach dem anderen. Nur die Mondsichel verströmte ihr wässriges Licht, doch Mai ging schnell, sie brauchte kein Licht, um den Weg zu finden.

»Heute, Tambudzai«, hauchte sie nahezu sanft, »darfst du keine Angst haben. Wenn du irgendjemandem auch nur ein kleines bisschen Angst zeigst, wird man dich fragen, wovor du Angst hast. Dann, Tambudzai, hör mir gut zu, wird es vorbei sein für dich! Sie werden sagen, dass du Angst hast, weil du nicht aus freien Stücken gekommen bist, sondern von jemand geschickt worden bist, der nicht selbst kommen kann, weil er sich nicht traut, gesehen zu werden! Sie werden sagen, dass du Angst hast, weil dich die Unterdrücker geschickt haben.«

Ich glaube, sie hätte anders gesprochen, wenn sie mich mehr für eine Verbündete gehalten hätte. Aber wahrscheinlich hatte Mai Angst vor diesem Mädchen, das jenseits von ihr in eine europäische Welt hineinwuchs. In Zeiten wie diesen, ist es da eine Frage von Muskeln und Blut, von Wehen und Schmerz, eine Frage davon, aus welchem Bauch eine Person gekommen ist, die eine Frau für eine andere zu einer Mutter oder Tochter macht?

Woher soll eine Tochter wissen, dass sie der Frau, die ihre Mutter ist, die angemessenen Gefühle entgegenbringt? Ja, es war schwierig, zu wissen, was mit Mai zu tun, wie sie zu verstehen war. Ich glaubte, dass ich ihr Katzbuckeln hasste, aber heute begreife ich, dass ich ihre Art des Katzbuckelns hasste. Wenn sie katzbuckelte, katzbuckelte sie nicht genug. Sie verwässerte es mit ihrer Gehässigkeit,

dem hoffnungslosen Krallen ihrer kleinen, in die Enge getriebenen Seele an etwas, das über sie hinausging. Und wenn sie eine Seele hatte, war sie nicht groß genug, sie war geschrumpft durch die Bitterkeit ihres Temperaments.

Jedenfalls war ich eine Jugendliche, eine intelligente, die ein Stipendium von den Nonnen des Young Ladies' College of the Sacred Heart bekommen hatte. Das machte mich zu einer jungen Frau mit Zukunft. Was mich am meisten interessierte, war ich selbst und was aus mir werden würde. Man sieht den Widerspruch nicht, wenn sich die Brust der Uniform wölbt und dir die drei vernünftigen elastischen BHs gebracht werden, die die Kleiderliste der Schule für ältere Schülerinnen vorschreibt; wenn man jeden Monat zum Mond geht und weiß, dass man zwecks zukünftiger Entwicklung die Geheimnisse des Lebens und der Frau in sich trägt; wenn man sich danach sehnt, zu seiner Mutter zu sagen: »Ich gebe dir ein Buch«, sodass sie die siebte Klasse nachholen, dann die Hauptschule abschließen und schließlich das Zeugnis für die Mittlere Reife erwerben kann, damit dort, wo die schwierige Arbeit eines wachsenden Lebens zu verrichten ist, der Garten gemeinsam bewirtschaftet werden kann. Nein, man sieht den Widerspruch nicht zwischen dem Erstaunen über die eigenen Vollmachten und der Bitte an Gott, einen selbst nicht wie die eigene Mutter werden zu lassen.

»Was immer du siehst«, warnte Mai erneut, als wir an den Gebäuden der Rutivi-Schule vorbeikamen und weitergingen zum Sportplatz. Sie sprach jetzt milder, als würde die Nähe unseres Ziels sie beruhigen. »Was immer es ist, sag nichts. Sing nur mit, egal welches Lied, sing mit. Und antworte so wie alle anderen. Ansonsten sei still.«

Hinter dem Sportplatz war ein Areal, auf dem die großen *musasas* noch standen und nicht für Bau- oder Feuerholz gefällt worden waren. Sie bildeten einen Kreis, der für die

Schulbusse Schatten warf. Im Norden war der Boden von Fußball- und Leichtathletikmannschaften, die sich aufwärmten, blank getreten. Dahinter begann das *musasa*-Buschland. Kleine breite Büsche wuchsen um die Stümpfe der großen Bäume, die das Dorf allesamt gefällt hatte. Der verstümmelte Wald, gesprenkelt mit scharfkantigem, unterernährtem Gras, und hier und da mit einem standhaften Baum mit wilden Früchten, kämpfte sich bis auf die halbe Höhe des dunklen schwerfälligen Rutivi-Bergs hinauf. Auf der Lichtung zwischen den großen Bäumen und den Büschen standen Gestalten. Manche saßen. Es war schwer zu sagen, ob es Männer oder Frauen waren. Andere tappten, wie wir, schweigend zu leeren Plätzen.

»*Pamberi nerusununguko! Pamberi nechimurenga! Pasi nevadzvinyiriri!*« Ich wollte nicht sehen, wessen Stimme so leidenschaftlich sang. Ich saß jetzt tief in der Maschine, die Menschen den Tod brachte, und ich war unerträglich versteinert, weil ich mich im Bauch des Ungeheuers befand, das Krieg rülpste.

»Vorwärts mit der Freiheit! Vorwärts mit dem Befreiungskrieg! Nieder mit den Unterdrückern!«

Die Kämpfe und die Gliedmaßen und Flüssigkeiten und Exkrementen, die sie über das Land verstreuten, berauschten die Männer und Frauen, die Jugendlichen und Kinder, denen erzählt wurde, dass wir alle gemeinsam mit den Guerillas das Opfer waren, mit dessen Blut die Gerechtigkeit erkaufte wurde.

»Vorwärts mit dem Frieden! Vorwärts mit dem Befreiungskrieg! Nieder mit ihnen!« Geballte Fäuste erhoben sich missgestaltet groß an unterernährten Armen, wo die Körper ihr eigenes Fleisch verschlungen hatten, um zu überleben. Die Dorfbewohner wiederholten jeden Slogan so kraftvoll, dass die Erde, auf der wir saßen, erbebte. Ich versuchte, nicht hinzuschauen, damit ich bei der Rückkehr

in die Schule nicht den Fehler beging zu sagen, ich hätte etwas gesehen. Ich versuchte nicht zu hören, damit ich nirgendwo die Worte des Kriegs wiederholen würde. Mais Stimme war schrill, und ihre Augen glänzten.

»Sisi Tambu! Sisi Tambu!«

Als sie keine Antwort erhielt, drängte sich Rambanai näher an mich und flüsterte lauter: »Sisi Tambu, schau!«

»Psst! Du, sei still!«, zischte Mai.

»Ich will Sisi Tambu nur erzählen, dass Mukoma, der da drüben, der Parolen ruft, vor zwei Tagen bei uns zu Hause war. Weißt du noch, Mai, du hast einen Gockel geschlachtet. Die *vakoma*, die essen nur Fleisch, Sisi Tambu, damit sie stark werden. Aber vor ihm kam immer der, der mit Sisi Netsai geredet hat.« Ihr fiel etwas ein. »Der Mukoma, Mai, der mit Sisi Netsai geredet hat, der hat Bohnen gegessen, Mai! Ja, der hat Bohnen gekriegt. Ist er nicht stark, Mai? Ist er deswegen nicht mehr gekommen?«

»Sei still, habe ich gesagt! Sonst kommt er zu dir!«, zischte Mai. »Sieh dir den an, er hat aufgehört mit den Parolen. Rambanai, er schaut dich an!« Rambanai drängte sich an ihre Mutter, die ihr die Angst vor dem Mukoma eingeflößt hatte. Als Netsai erwähnt wurde, schaute ich mich um. Vielleicht würde ich meine Schwester sehen.

Ich entdeckte sie nicht. Ich hatte sie nicht mehr gesehen, seit sie vor ein paar Monaten weggegangen war, und davor hatte ich sie wegen der Schule nur selten getroffen. Wie sah eine Frau aus, die kämpfte? Sah sie aus wie zuvor, jetzt, da sie die Waffen des Todes trug, da sie Landminen auf Straßen legte, die weit auseinanderliegende Farmen verbanden, sodass Farmersfrauen in ihren Jeeps in die Luft flogen?

»Hassen wir Unterdrücker?«

Die Erziehung des Dorfes begann. Der Genosse schaute sich in der Versammlung um, forderte jeden heraus, der

von einer falschen Antwort auch nur träumte. Tatsächlich wussten alle außer mir die korrekte Antwort. Ich war die Einzige, die nie zuvor an einer *morari*-Versammlung teilgenommen hatte.

»Nein!«, bekräftigte das Dorf die Rechtschaffenheit des Kampfes.

»Wenn jemand dir dein Land nimmt, was ist er dann?«

»Ein Unterdrücker!« Frage und Antwort steigerten sich zu einem Crescendo.

»Wenn jemand dir nicht die Hälfte von dem gibt, was er mit deiner Hilfe erhalten hat, was er nicht ohne dich geschafft hätte, was ist er?«, brüllte der Genosse, riss sich das Gewehr vom Rücken wie ein extra Körperteil und hielt es hoch.

»Ein Unterdrücker!« Die Frauen frohlockten bei der Antwort. Mais Stimme klang heiser, und sie reckte den Hals, um eine schattenhafte Gruppe Männer zu erspähen, die auf halber Höhe des Kreises der Dorfbewohner saßen.

»Babamukuru!«, hauchte Rambanai, die jetzt keine Angst mehr hatte, als der Große Bruder die Doktrin schrie. »Und Baba.« Sie stieß mich in die Rippen und deutete mit dem Kinn in seine Richtung.

»Hassen wir Unterdrücker?«, wütete der Große Bruder.

»Nein!«, leugneten alle.

»Was hassen wir?«, wollte der Genosse wissen. Seine Stimme zerbrach in harte explosive Teilchen.

»Wir hassen Unterdrückung!« Alle atmeten so erleichtert aus, als würden wir innerlich jubilieren. Auf diese Weise wurde unsere Moral auf eine Tonlage gehoben, bei der der Große Bruder einen Gesang anstimmte. Hinter Babamukuru und Baba stand eine Gruppe bewaffneter Männer auf. »*Bhunu, rova musoro rigomhanya!* Dem weißen Mann, hau ihm auf den Kopf, damit er davonrennt!« Dhi dhi-dhi, dhi dhi-dhi tanzten die Füße des Genossen und

wirbelten den schwachen Geruch von Erde auf. Die jungen Mädchen durchdrangen die Nacht mit den dünnen, dünnen Tönen des Soprans; es schmerzte, so schönen Gesang diese Anweisungen ins raschelnde Gebüsch tragen zu hören. »Damit er davonrennt ... um ihm eine Lektion zu erteilen«, grollten die Bässe.

Die Tenöre, überwältigt von Ekstase, übertönten die Soprane, hielten die Noten länger und länger, als wären sie von einem so rachsüchtigen Geist besessen, dass er keine Luft brauchte in dem Körper, in dem er saß, und die Bässe und Altstimmen sangen ihre Zeilen wieder und wieder wie einen Kanon; und in dieser leidenschaftlichen Atmosphäre schlug der Genosse mit dem Gewehrkolben auf Babamukuru ein.

So fing es an, und so ging es weiter, und wir sahen alle zu und unternahmen nichts, waren still und schauten still zu, und Mai atmete Befriedigung ein wie eine Frau, die zu lange nicht mehr zufriedengestellt, an unberührten Stellen liebkost worden war. Und so ging es weiter, bis das Mädchen, das gewaschen war, das Mädchen mit der prallen schimmernden Haut kam, und ihr folgte ein bisschen später der Große Bruder in Grün, das sich über seiner Gestalt wellte wie ein Dschungel. Mai, meine Mutter, erzählt mir nichts. Sie kennt seinen Namen, aber so ist sie, sie hat mir nie etwas erzählt; sie sagt, ja, unser *mukuwasha*, unser Schwiegersohn, dein *babamunini*, dein Schwager! Und ich weiß jetzt, dass es keinen Sinn hat zu fragen. Auch nicht Netsai, der zuerst andere Fragen gestellt werden müssen, die Art Fragen, die zu stellen peinlich ist: Meine Schwester, wie kannst du mit einem Bein weniger als ich, anders als ich, dich weiterhin bewegen und die Richtung der Bewegung einhalten?

»Ist das der Mann?«, fragte der Große Bruder, verborgen vom Dschungel. Er begriff augenblicklich, als er heranschritt, was vor sich ging und was Babamukuru angetan wurde.

»Er ist es!«, erwiderte der politische Ausbilder wie Mai mit einem Akzent aus dem Norden des Landes. »Das ist er! Der, vor dem wir gewarnt wurden.« Er schwang sein Maschinengewehr nach oben wie einen Stößel, der in den Mörser stoßen soll. Sein Stiefel bohrte sich in Babamukurus Nacken, um das Ziel festzuhalten. Der Große Bruder hob wortlos die Hand. Die Leidenschaft in den Gliedmaßen des jüngeren Soldaten wanderte in sein Gesicht, als er gehorchte. In diesem Moment kam meine Schwester Netsai aus dem Gebüsch, in dem sie gewartet hatte. Sie hüpfte mit freudigem Schritt, ihr Patronengürtel hing ihr um die Hüften wie eine Perlenkette, die junge Kriegerin ging auf den Großen Bruder zu, und die Erde unter ihr explodierte.

Babamukuru hatte das einzige Fahrzeug in der Gegend, und wir alle wussten, dass er tot gewesen wäre, wäre nicht dieser Mukoma eingeschritten. Wie konnte man von jemandem, der selbst fast gestorben wäre, erwarten, den Tod von jemandem zu verhindern, dessen Bein durch die Luft geflogen war, sich in einem Baum verhakt und weiter geblutet hatte? Und niemand sonst kam infrage. Die Ärztin saß kilometerweit entfernt auf ihrer Farm.

Mai hatte jetzt Schaum vor dem Mund. In ihrem Hals waren Sehnen, die zitterten und bebten, als sie den Kopf hob, sich anspannte und würgte an Lauten, die niemand hörte. Dieser schreckliche Augenblick des Schwebens an einem Punkt zwischen den ausgleichenden Kräften, die die Spitzen eines Dreiecks bilden, hatte also ein Ende, aber es wurde nicht besser. Ich setzte mich schließlich, als sich die Leute aus der Erstarrung lösten.

Alle scharten sich um Mai. Sie schwiegen in dem matten weißen Mondlicht. Soweit ich sah, tat niemand sofort etwas, das geholfen hätte, und deswegen blieb ich wortlos sitzen, spürte vorsätzlich nicht zu viel Hass und Wut und Verzweiflung, um sie einzeln aufzuzählen.

»Netsai, *iwe!* Du bist meine Netsai! Und ich werde dich nicht gehen lassen! Ich werde dich nicht aus dem Tuch auf meinem Rücken holen, ich werde dich nicht herausholen, nie!« Mai schrie, und das war schlimmer als ihr Schweigen.

Sekuru Benjamin wurde die Gnade des Alters zuteil, sodass ihn niemand außer den bösartigsten Menschen berührte. Der Krieg hatte ihn deshalb nicht persönlich erfasst, abgesehen davon, dass er ihm Angst machte und ihn zwang zu sehen, was nicht erinnert und worüber infolgedessen auch nicht gesprochen werden kann. Mit Hilfe seines Gehstocks, der bereits staubig war von den Kilometern, die er an diesem Abend zurückgelegt hatte, nahm *Sekuru* eine Position auf halber Strecke zwischen meiner Mutter und ihren Nachbarn aus dem Dorf ein, ein Knie in dem Blut, an dem meine Mutter geleckt hatte. Bo-bo! Bo-bo-bo! Bo-bo-bo! Er begann das zeremonielle Klatschen. Dann stimmten alle mit ein, bo-bo-bo-bo, ein fester beständiger Rhythmus über den Lauten von Mai, die es aufgegeben hatte, die Tochter zu rufen, die nicht antwortete, sondern den Kopf schüttelte, ächzte und immer wieder neu die Augen verdrehte.

»Komm, unsere liebe Großmutter! Du, die du in den Winden bist, komm in dein Heim!«, intonierte Sekuru Benjamin.

»Nein!«, sagte meine Mutter mit der Stimme eines gekränkten Mannes. Uns drehte sich der Magen um. Wir wussten, dass der Tod, der in dieser Nacht über uns schwebte, unbekannte, offenkundig böse Geister eingeladen hatte. »Ich werde nicht kommen!«, weigerte

sich meine Mutter mit derselben merkwürdigen Stimme. Dann fiel Mai in Ohnmacht, Mai Samhungu und eine andere Nachbarin hielten sie fest, und andere liefen nahezu geräuschlos hierhin und dorthin zu denen, die halfen, und zu den anderen Opfern.

Dorfbewohner hoben Mai hoch, die fast sofort wieder zu sich kam und keine Ahnung hatte, was vor sich ging. Mai Samhungu legte Mai sanft eine Hand auf den Mund, als wollte sie die Reste nasser Erde wegwischen, und schob sie dann über ihre Augen, damit sie weder ihre Tochter, um die sich noch immer niemand kümmerte, noch das im Baum baumelnde Bein sehen konnte.

Auf dem Boden stöhnte Netsai leise. Ihre Kehle war so zugeschnürt wie zuvor Mais. Schweiß schimmerte bleich auf ihrer Oberlippe in dem Mondlicht, das in Streifen durch die Bäume fiel, und in einem Tropfen hing die Reflexion des Beins in den Ästen. Sie atmete zu flach, um am Leben zu bleiben, und zu tief, um sterben zu dürfen. Da wusste ich, dass ich nichts wusste und nie etwas wissen würde, und ich sah, dass auch sonst niemand etwas wusste, da niemand etwas tat.

Schließlich steckten ein paar die Köpfe zusammen und flüsterten, sie schauten dann heimlich, nahezu schuldbewusst, aber auch unverfroren zu Babamukuru. Es war Nyari, Netsais alte Schulfreundin, die ihren Unterrock auszog. Sie zerrte mit den Zähnen einen Riss in den Stoff. Das andere Mädchen, dessen Haut zu sehr glänzte und dessen Miene zu zufrieden war, wich ins Gebüsch zurück, als sich Nyari hinkniete. Unser Großer Bruder in Grün sah ihr nach und murmelte: »Vorsicht!« Das Mädchen nickte. Nyari ignorierte sie und zerriss das Nylon. Unser Großer Bruder kniete sich neben sie und band die Streifen, die ihm gereicht wurden, um Netsais Oberschenkel.

Unterdessen richtete sich Babamukuru stöhnend auf. Seine Prellungen waren so dick wie Lebern, aber er strengte sich an und setzte sich ohne Hilfe auf. Er nickte, als sich mein Vater zu den Dorfbewohnern stellte, die zu ihm schauten. Ich sah, dass Baba gestikulierte und nickte. Babamukuru blickte auf, seine Augen waren leicht glasig. Er nahm schließlich die Dorfbewohner in den Blick, die ihn jetzt alle geduldig beobachteten, und ihm wurde klar, dass Taten von ihm erwartet wurden.

Was würde er tun? Würde er sich wieder zurückfallen lassen wie Mai oder an die Grenze seines Lebens treten wie Netsai? Er drehte sich jedoch auf Hände und Knie und richtete sich weiter auf. Babamukuru wusste, was passiert war, und er bewegte sich wie ein Tänzer. Halb torkelnd, halb gleitend ging er zu seinem Auto. Unterwegs tasteten seine blutigen Hände nach dem Wagenschlüssel, und dann riefen ihn die Männer um den Baum, unter dem er gesessen hatte, zurück, denn sie hatten ein Problem erkannt: Sollte die Ärztin gebeten werden zu kommen oder sollte Babamukuru Netsai – und auch sich selbst – zu der Praxis der weißen Frau fahren? Jetzt, mitten in der Nacht, begannen sie zu diskutieren: Durfte es jemand riskieren, da doch Ausgangssperre herrschte?

Die Diskussion wurde minutenlang fortgesetzt, während Blut aus dem Bein meiner Schwester sickerte, aber dank Nyaris Unterrock nicht strömte. Ich sah zu, wie sich Nyaris Stoff verfärbte, während er das Leben ihrer Freundin festhielt. Nyari hatte sich Netsais Kopf in den Schoß gelegt und warf meinem Vater und den Dorfältesten, die die Tropfen des Mädchens vergeudeteten, unter schweren Lidern verzweifelte Blicke zu. Die Delegation schaute zu Babamukuru, der den Kopf senkte und einigermaßen verwirrt flüsterte: »Ihr habt gesagt, dass ich sie fahren soll, oder? Ihr habt gesagt, das Beste ist zu fahren.«

Letztlich übernahm Mukoma Chiko, das Kind eines Cousins von Babamukuru die Kontrolle über Babamukuru hinaus, und es wurde entschieden, dass Netsai die erste Hilfe bekommen sollte, die erreichbar war, und Babamukuru sie gleich am Morgen wegbringen sollte. Würde er gefragt werden, warum er so früh unterwegs war, könnte er auf das verletzte Mädchen verweisen. Sollte er daraufhin gefragt werden, warum er so lange mit jemandem, der so schwer verletzt war, gewartet hatte, würde er erwidern, dass er Angst wegen der Ausgangssperre gehabt habe. Sie sagten, ich müsste mitfahren, damit ich mit meinem englischen Akzent antworten könnte, sollte ich etwas gefragt werden, und so meine Loyalität unter Beweis stellen und für Tarnung sorgen könnte, und auch damit ich Bescheid wüsste. Jedenfalls sollte ich in die Schule zurückkehren.

»Los!« sagte Mai, als Babamukuru den Motor anließ und die Hähne in den nahen Höfen mit den Flügeln schlugen, sich auf ihren Stangen streckten und krächten, um eine Dämmerung anzukündigen, die noch nicht eingetroffen war. Sie flüsterte, um sicher zu sein, dass sie das Motorgeräusch nicht übertönte. »Geh, Tambudzai! Zu den Leuten, die deine Schwester umbringen.«

Eins meiner Beine war bereits im Auto. Ich bewegte mich weiter. Als der Wagen über den Sand kroch und knirschte, biss ich die Zähne zusammen, streckte den Kopf durchs Fenster und zischte: »Ja! Du weißt, dass ich mitfahre, oder? Das ist genau das, was ich tue, ich gehe!«

»Tambudzai«, sagte Babamukuru automatisch, noch immer benommen und trunken von Schmerz und Leid. »Tambudzai, wie sprichst du mit deiner Mutter!«

Mai winkte nicht. Ihr Blick fixierte die Seite des Wagens, auf der meine Schwester lag. Ich winkte auch nicht.